

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 62 (2005)

**Heft:** 1

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Buchbesprechungen

AXEL VON SALDERN: *Antikes Glas. Handbuch der Archäologie* (Verlag C.H. Beck, München 2004). 708 Seiten, 73 Textabbildungen, 64 Tafeln mit 406 Abbildungen.

Das vorliegende Buch beschreibt in ausführlicher Weise die Geschichte des Glases von seinen Anfängen im späten 3. Jahrtausend v.Chr. bis in die Spätantike. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auch nur annähernd anzusprechen, welche Informationsfülle der Autor in seinem Buch ausbreitet. Es handelt sich tatsächlich um ein Handbuch, übersichtlich gegliedert, das alle Fragen zum Thema Glas einerseits ausführlich beschreibt, andererseits zumindest anschnidet.

Man erfährt von den Ursprüngen der Glasindustrie, von ihrem frühen Siegeszug im östlichen Mittelmeer, von späterer Ausbreitung über Italien und vor allem durch die römische Machtausweitung nach Norden und Westen. Die Entwicklung des Glases wird in den einzelnen Gebieten wie Mesopotamien, Ägypten, der Ägäis, später dann in den römischen Provinzen detailliert geschildert. Dabei werden auch politische Ursachen angesprochen, die die Entwicklung dieser Industrie beeinflussten. Zur Sprache kommen Fragen der Produktion und des Handels, die verschiedenen Techniken und Verzierungsarten werden minutiös beschrieben, die Formen dargestellt und in ihrer Entwicklung beleuchtet. Szenische Darstellungen werden ausführlich gedeutet. Das Hauptaugenmerk liegt auf dem Gefässglas; wo es für die Geschichte wichtig ist, werden aber auch Objekte und Schmuck einbezogen.

Das Buch ist in drei grosse Bereiche gegliedert: das vorrömische und das römische Glas sowie ein Anhang zu verschiedenen allgemeinen Fragen wie Technologie, Hüttenwesen, Transport u.ä. Die Unterkapitel erschliessen sich durch ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis. Spezielle Begriffe findet man im Register, eine umfangreiche Bibliographie rundet das Werk ab.

Eine seriöse Rezension des Buches zu schreiben, würde ein gutes Vierteljahr Arbeit bedeuten, es können im Folgenden also nur einige Punkte näher beleuchtet werden. Auf die Anfänge des Glases legt der Autor besonders grossen Wert. So wird auf dessen ursprüngliche Abhängigkeit vom Produktionsprozess von Glasuren und Fayence hingewiesen sowie auf das anfängliche Fehlen von Gefässen, die erst ab ca. 1600/1500 v.Chr. im Zweistromland belegt sind. Des Weiteren wird deutlich gemacht, dass die Glasindustrie ihren Ursprung in Mesopotamien hatte und wohl von dort in andere politisch mächtige Staatsgebilde, wie beispielsweise Ägypten, gebracht worden ist. Die Rolle der übrigen antiken Machtbereiche in der Entwicklung frühen Glases ist noch weitgehend ungeklärt, es ist schwer, wirtschaftliche Beziehungen, Importe oder lokale Imitationen archäologisch einwandfrei zu erklären. Selbst wenn Funde vorliegen, können sie in der Regel auf verschiedene Weise interpretiert werden. Am meisten Funde aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v.Chr. liegen aus Mesopotamien, Syrien und Ägypten vor; in der Ägäis sind bisher wenige Beispiele frühen Glases bekannt geworden. Anfänglich waren es vor allem Schmuckteile, Einlagen, Figürchen und andere Objekte, die aus meist blauem Glas gefertigt wurden. In Ägypten setzten Glasgefässe um

ca. 1500 v.Chr. ein. Alle frühen Gefässe sind geformt, die meisten in der sogenannten Sandkerntechnik.

Es ist nicht zu übersehen, dass der Autor sich häufig mit frühen Gläsern aus dem Ostmittelmeerraum beschäftigt hat und seine immense Fachkenntnis auf diesem Gebiet als Trumpf einsetzt. Gleichzeitig ist zu bemerken, dass das Buch von einer gewissen Vorliebe für Luxusglas geprägt ist. Dies ist verständlich, da es sich dabei um wirklich prachtvolle und technisch herausragende Beispiele der Glaskunst handelt, die jedoch nur einen verschwindend kleinen Teil des ehemals im Alltag gebrauchten Glases ausmachen und so das Gleichgewicht zu Ungunsten der Alltagsware verschieben, die aber die Regel war.

Zahlreiche Kataloge über Museumssammlungen oder private Sammlungen zeigen zwar die Vielfalt vorrömischer und römischer Gläser, sie geben jedoch nur ein ungenügendes Bild der tatsächlichen Situation in der Antike ab. Es wurden auch hier vor allem die «schönen» Gläser gesammelt, die Fundumstände sind in sehr vielen Fällen unklar und manchmal ist nicht einmal bekannt, aus welcher Region die Stücke wirklich stammen. So schön die Gläser auch anzusehen sind, sie bieten vor allem Hinweise in kunsthistorischer Hinsicht, tragen aber wenig zum Wissen über wirkliche Fundverteilungen in einzelnen Regionen bei. Hier wäre eine kritische Bemerkung seitens des Autors zur Quellenlage angebracht gewesen und zwar an prominenter Stelle. Desgleichen vermisst man eine kritische Diskussion einzelner Stationen, die immer wieder zur Untermauerung früher Datierungen herangezogen werden wie beispielsweise der Magdalensberg. Sicherlich ist der Magdalensberg eine in augusteischer Zeit bereits florierende und bis in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n.Chr. belegte Station, doch sind bei weitem nicht alle Schichtverhältnisse der Grabungen sauber augusteisch, können damit auch nicht immer als Beweis für eine Frühdatierung bestimmter Typen dienen. Es ist zumindest verwunderlich, dass sehr viele Typen, die in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts geläufig sind, nur auf dem Magdalensberg augusteisch anfangen, an anderen stratigraphisch sauber gegrabenen, vergleichbaren Orten jedoch nicht.

Ausserordentlich wichtig in der Geschichte des Glases war die Entdeckung, dass Glas geblasen werden konnte. Diese Entdeckung wurde um die Mitte des 1. Jahrhunderts v.Chr. im heutigen Israel gemacht. Sie konkurrenzierte anfänglich die etablierten Techniken des Formens jedoch in keiner Weise, jedenfalls sind die archäologischen Hinweise dafür nicht vorhanden. Sicher waren bereits die Werkstätten der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v.Chr., die zahlreiche geformte Rippenschalen und halbkugelige Schlifftrillenschalen herstellten, in gewisser Weise industrialisiert. Den Durchbruch zur eigentlichen Industrie im modernen Sinne schaffte man aber erst kurz vor der Mitte des 1. Jahrhunderts n.Chr., als ziemlich plötzlich umfangreiche Glasbestände in den archäologischen Schichten auftauchen; dies ein Zeichen für mehr Produktion aufgrund verbesserter Techniken. Das Formen geriet alsbald völlig in Vergessenheit, die Rippenschalen wurden bereits ab flavischer Zeit kaum noch produziert. In Kontexten des 2. Jahrhunderts n.Chr. sind sie als Altstücke zu betrachten. Aufgrund ver-

einzelner, geblasener Fläschchen aus wenigen archäologisch gut belegten Zusammenhängen kann kein Durchbruch der neuen Technik bereits in augusteischer Zeit abgeleitet werden.

Immer wieder wird zwar darauf hingewiesen, dass wir über die Werkstätten, aus denen die Gläser stammen, zu wenig unterrichtet sind. Es wird auch gezeigt, dass die wenigen Funde von Glashütten in Diskrepanz zu den archäologisch doch gut nachgewiesenen Gläsern stehen. Dennoch wird dem zwar in der Literatur als Ort der Glasherstellung genannten Alexandria zuviel Ehre angetan. Wir wissen aus Ägypten immer noch zu wenig über hellenistisches und römisches Glas und in Alexandria selbst werden sich kaum noch Beweise finden lassen. Man kann über mögliche Provenienzen sicher diskutieren, es muss aber immer wieder deutlich gemacht werden, wie hypothetisch die Diskussion ist.

Nun war das Gebiet der Schweiz in römischer Zeit nicht besonders wichtig, doch sollten die nördlich der Alpen gelegenen Gebiete nicht mit Oberitalien zusammen genommen werden; dies kann allenfalls für den Kanton Tessin gelten.

Bei Verweisen auf die Verhältnisse zu Terra Sigillata haben sich manchmal kleine Unsauberkeiten eingeschlichen. So sind die keramikähnlichen Gläser keineswegs gleichgewichtig zu Terra Sigillata, ja das Glas überhaupt kam – auch wenn man die spärliche Überlieferung aufgrund höherer Zerbrechlichkeit und Recyclingmöglichkeit beachtet – an den Gebrauch von Terra Sigillata oder vergleichbarer Keramik nie heran. Auch hat die mit Facettenschliff verzierte Sigillata keinerlei Beziehung zu den flavischen Facettenbechern, da diese Sigillata erst etwa 100 Jahre später derart verziert wurde. Die gleichzeitigen mit Facettenschliff versehenen Glasbecher weisen aber ganz andere Muster auf.

Bei der Beschreibung von Geschirrsätzen aus Gräbern in den römischen Provinzen sollten weit auseinanderliegende Regionen nicht miteinander verglichen werden, da sich die Bestattungssitten unterscheiden.

Die wenige, punktuelle Kritik soll die Leistung des Autors keineswegs schmälern. Es ist eine fast unlösbare Aufgabe, die er sich da gestellt hat und es können nie alle Aspekte berücksichtigt werden. Das Buch bietet eine Fülle von Informationen, die durch die übersichtliche Gliederung gut fassbar werden und immer mit Literaturzitaten nachprüfbar sind. Gerade aber für den Laien wird auch die Fülle der Information und die zuweilen unterschiedliche Qualität des Originalzitats nicht leicht zu durchschauen sein. Für den Nichtfachmann in Sachen Glas wäre eine kurze Zusammenfassung mit kritischen Punkten zur Glasforschung, mit Aufzeigen der Defizite durchaus hilfreich gewesen. Die Informationsfülle verleitet zum Eindruck: Da ist ja schon alles gesagt worden! Dies ist aber bei weitem nicht so und gerade für solche Gesamtanschauen, wie der Autor sie gewagt hat, fehlen in den verschiedensten Regionen des römischen Reichs noch zahlreiche, archäologisch gut belegte und publizierte Informationen.

Das Buch sei jedoch allen empfohlen, die sich auf die spannende Reise zum Thema Glas machen wollen, sie werden reich belohnt werden. Der Autor ist einer der kompetentesten Kenner der Materie und wohl kein anderer hätte eine solche Arbeit überhaupt wagen können, sie ist denn auch vollumfänglich gut gelungen!

Sylvia Fünfschilling

\*\*\*

URS FISCHER: *Der Orgelbauer Friedrich Haas 1811–1886* (= Monographien der Zürcher Denkmalpflege 4, Zürich und Egg 2002). 308 S., 123 Schwarz-weiß-Abbildungen.

Friedrich Haas war der wohl bedeutendste Schweizer Orgelbauer im mittleren 19. Jahrhundert. Er wurde am 10. Februar 1811 in Kleinlaufenburg geboren, dem rechtsufrigen und 1801 selbständig gewordenen, heute deutschen Teil der Stadt Laufenburg. Seine Vorfahren waren ursprünglich aus dem aargauischen Mettau eingewandert. Nach der Schulzeit absolvierte Haas eine Berufslehre bei Orgelbauer Blasius Schaxel in Herbholzhelm sowie bei dessen beiden Söhnen Matthäus (Freiburg i.Br.) und Joseph (Benfeld/Elsass). Der Grund dieser Berufswahl bleibt im Dunkeln; von seinen Vorfahren war jedenfalls keiner als Orgelbauer tätig.

Ab 1830/31 wurde Haas Mitarbeiter in der schon damals sehr bekannten Orgelbaufirma von Eberhard Friedrich Walcker in Ludwigsburg, wo er Gelegenheit fand, sich auch «im künstlerischen Teil des Orgelbaus vollständig auszubilden». Im Jahre 1836 liess sich Haas im Laufenburg benachbarten Dorf Murg nieder, wo er seinen eigenen Orgelbaubetrieb und auch seinen eigenen Hausstand gründete. Sein Erstlingswerk kam in die evangelische Kirche Grenzach bei Basel zu stehen.

Urs Fischer gliedert den ersten, biographischen Teil seiner Forschungsarbeit in Kapitel gemäss der chronologischen Abfolge der wichtigsten weiteren Werke: Winterthur 1841–1843, Bern 1844–1849, Muri und Basel 1849–1857, Luzern 1858–1886. In diese Kapitel sind auch die übrigen Arbeiten Haas' eingebunden. Die Fülle des vorgelegten Materials erlaubt uns hier keine ausführliche Gesamtdarstellung. Nur einige besonders wichtige Stationen seien herausgegriffen.

Den ersten Grosseauftrag nach dem Erstlingswerk in Grenzach erhielt Haas in Zürich, nämlich für die eben neu in klassizistischem Stil erbaute Neumünsterkirche der damals noch selbständigen «Ausgemeinden» Hirslanden, Hottingen und Riesbach. Es handelte sich dabei um den ersten grösseren Orgelbau im unmittelbaren Einflussbereich Zürichs seit der Reformation. Mit diesem gut geglückten, sowohl klanglich wie technisch qualitativ vollen Werk begründete Friedrich Haas seinen guten Ruf, der ihm weitere prestigeträchtige Aufträge einbringen sollte. Nach Umbauarbeiten in Wohlen und Rheinau erhielt Haas 1841 in Winterthur den Auftrag, den von Altmeister Aloys Mooser 1836 begonnenen Umbau der Stadtkirchenorgel zu vollenden. Dieser war nach dem Tode Moosers gegen Ende 1839 ins Stocken geraten, da dessen Söhne ausser Stande waren, das Werk ihres Vaters fortzuführen. Da aber Haas, einer jüngeren Generation angehörend, andere Idealvorstellungen hatte als Mooser, wurde aus dem geplanten Umbau schliesslich in weiten Teilen ein kompletter Neubau. Das Resultat überzeugte die Fachleute, und so wurde Haas gleich nach Bern berufen, wo es galt, die altherwürdige Münsterorgel zu sanieren. Das 1726/30 von Leonhard Gottlieb Leu erbaute, 1748/51 durch Viktor Ferdinand Bossard und 1827/28 durch Franz Josef Remigius Bossard veränderte Werk bedurfte wiederum einer gründlichen Instandstellung. Diese Arbeiten beschäftigten Haas bis 1849. Nach weiteren Arbeiten in Muri, Lenzburg, Freiburg und Leuggern wurde Haas 1852 mit dem vollständigen Neubau der Basler Münsterorgel betraut. Der letzte Grosseauftrag betraf die Reparatur und Neugestaltung der Grossen Orgel in der Hofkirche Luzern, bevor er sein Geschäft um 1866 seinem bisherigen Mitarbeiter Friedrich Goll übergab. Im Ruhestand war Haas verschiedentlich als Ratgeber und Experte tätig. Er verstarb am 18. Juli 1886 in Luzern.

In einem umfangreichen zweiten Teil legt Urs Fischer ein detailliertes Werkverzeichnis Haas' vor, ferner Verzeichnisse über die nicht zur Ausführung gelangten Projekte, die Expertisen sowie seine Mitarbeiter und Schüler. Ein dritter Teil beschreibt die drei

erhaltenen Werkstattbücher Haas' und bringt eine Vielzahl von Faksimiles samt deren Transkriptionen, ein für den Fachmann nicht unwichtiger Teil der ganzen Arbeit Fischers. Anmerkungen und die üblichen Register vervollständigen dieses vorbildlich edierte Werk.

Fischers Buch über Haas ist gewissenhaft recherchiert. Tatsachen und Hypothesen erscheinen sauberlich auseinandergehalten. Die Bebilderung des Bandes ist aussergewöhnlich reich und grosszügig gestaltet. Mit diesem Werk erfährt einerseits ein grosser Schweizer Orgelbauer des 19. Jahrhunderts endlich seine verdiente Würdigung. Darüber hinaus beleuchtet es aber auch eine interessante Epoche in der Entwicklung des Orgelbaus. Die Mitte des 19. Jahrhunderts war nämlich geprägt durch bedeutende Veränderungen in betrieblicher, technischer und klanglicher Hinsicht.

Bislang gehörten die Orgelbauer zu den wandernden Berufsleuten. Sie hatten keine feste Werkstatt, sondern zogen samt ihren Familien und Mitarbeitern an den Ort ihrer jeweiligen Arbeit. Jetzt wurden sie insofern sesshaft, als sie irgendwo ihre festen Werkstätten einrichteten, wo sie die einzelnen Teilstücke der Orgeln fertigten. Nur für die Montage- und Intonationsarbeiten in den Kirchen zogen sie jetzt noch kurzfristig von zuhause weg. Diese Entwicklung festigte sich in der zweiten Jahrhunderthälfte sehr rasch infolge der Industrialisierung, durch den Einsatz von Maschinen mit Dampftrieb. Diesen Wechsel hat auch Haas mitgemacht. Er begann als umherziehender Meister. Noch am 7. Oktober 1840 notierte P. Deodatus Kälin vom Kloster Rheinau in seinem Tagebuch: «Opifex Organorum N. Haas cum sua uxore et suis adiutoribus advenit, cum suppellectili et artis instrumentis etc. 2 curribus vectis et onustis.» (der Orgelbauer namens Haas kam an, zusammen mit seiner Frau und seinen Mitarbeitern, auf zwei Fuhrwerken, welche mit seinem Hausrat und seinen Werkzeugen beladen waren). Gegen Ende seiner Laufbahn aber, in Luzern, machte er sich dann sesshaft.

Im technischen Bereich wurde die jahrhundertealte Schleifwindlade durch die ab 1840 durch Walcker in Ludwigsburg weiterentwickelte Kegellade abgelöst. Auch diese Neuerung wurde von Haas nicht nur mitgemacht, sondern gefördert und mitgeprägt. Der entsprechende Umschwung bei ihm kann sogar ziemlich genau datiert werden. Nach einem günstig verlaufenen «Probelauf» bei einer kleinen Orgel in Herdern TG (1846/47) schlug der Berner Münsterorganist Johann Jakob Mendel, welcher für den Orgelneubau in der Stadtkirche Zofingen als Berater wirkte, der dortigen Bauherrschaft vor, das bereits begonnene Werk doch mit den neuartigen Windladen auszurüsten. Der Vertrag mit Haas vom 18. Juni 1845 hatte noch herkömmliche Schleifladen vorgesehen. Der Vorschlag Mendels fand Zustimmung, und so erhielt die Zofinger Orgel die modernen Kegelladen. Auch bei der Windversorgung beschritt Haas neue Wege. Er konstruierte neuartige Bälge (sogenannte Doppelfaltenbälge) und entwickelte eine eigene «Blasbalgmaschine» mit einem grossen Schwungrad, das allerdings noch immer durch die Muskelkraft eines Kalkanten betrieben werden musste.

In klanglicher Hinsicht schliesslich folgte Haas in vorderster Front ebenfalls neuen Wegen. Vereinfacht ausgedrückt gab er die ausgesprochene Obertönigkeit der barocken Dispositions- und Intonationskunst auf zugunsten einer grösseren Grundtönigkeit. Die Grundstimmen der 8'-Lage wurden stark vermehrt, ihre Intonation wurde breiter ausgefächert und differenziert. Der Gesamtklang wurde runder und auch bei grosser Lautstärke weniger aggressiv.

Dem Verfasser gelang es, alle diese Merkmale herauszuschälen und in Wort und Bild gut verständlich darzustellen.

Eine dem Band beigegebene CD, bespielt von Monika Henking auf der letzten Haas-Orgel von 1865 in der reformierten Kirche Thalwil, rundet diese mustergültige Orgelbauerbiographie auch

klanglich ab. Die Wiederentdeckung und Restaurierung dieser einzigen noch weitgehend erhaltenen Haas-Orgel in den Jahren 1987-1992 war gemäss Vorwort der eigentliche Auslöser für die vorliegende Arbeit. Die für Thalwil erbaute Orgel kam im Jahre 1913 als «Occasion» in die katholische Kirche Bülach zu stehen. Sie wurde dort anlässlich der Orgelinventarisierung des Kantons Zürich durch Urs Fischer entdeckt und identifiziert. Seit ihrer Restaurierung steht sie wieder an ihrem ursprünglichen Standort in Thalwil.

Friedrich Jakob

\*\*\*\*\*

*Kapuziner in Nidwalden. 1582 – 2004.* (Hrsg. vom Historischen Verein Nidwalden, Stans 2004). Mit 13 Beiträgen, 407 Seiten, 174 Abb., davon 120 farbig.

Die Schliessung des Kapuzinerklosters Stans, der die Übernahme seines Gymnasiums durch den Kanton vorangegangen war, bildete den Anlass, das über 400-jährige Wirken der Kapuziner in Nidwalden in einem Buch festzuhalten. Ihre vielseitigen Tätigkeiten, welche Seelsorge, karitative Betreuungen, kulturelle Dienste und das Führen eines Gymnasiums beinhalteten, werden in einem repräsentativen Band gewürdigt, einem Grossformat, wie derzeit bevorzugt für Werke, in denen bildliche Darstellungen und Fotos von zusätzlichem Belang sind. Zwölf Autoren, die über spezifische Sachkenntnisse verfügen, befassen sich in dreizehn Beiträgen mit Aspekten der Geschichte der Klostergemeinschaft und mit dem Spektrum ihrer Aufgaben. Unter den Kapuzinerniederlassungen in der Schweiz – jenes im früheren 16. Jahrhundert in Italien gegründeten franziskanischen Reformordens, benannt nach den langen Kapuzen ihrer Mitglieder – hat Stans in zweifacher Hinsicht herausragende Bedeutung: Zum einen ist es eines der Pionierklöster des Ordens in der Schweiz, als zweite Gründung jenseits der Alpen, unmittelbar nach Altdorf (Kt. Uri) erbaut, und zum andern erlangte Stans im ausgehenden 19. Jahrhundert durch die Führung eines Gymnasiums – eine für Schweizer Kapuziner bis dahin unübliche Aufgabe – überregionale Ausstrahlung. Aus der früheren Zeit bestehen nur spärliche schriftliche Überlieferungen, infolge der Zerstörung durch den Franzoseneinfall von 1798. Für die neueste Geschichte dagegen hat sich ein ausserordentlich reiches Material an schriftlichen Aussagen und an Fotodokumenten erhalten. Von dieser Sachlage her und aus dem Umstand, dass Stans mit dem Aufbau des Gymnasiums auch zu einem Kompetenzzentrum der Schweizer Ordensprovinz erblühte, liegt das Schwergewicht der Darstellung auf der jüngeren Vergangenheit.

Niklaus Kuster zeichnet die «Klosterfamilie» nach, wie ihre Mitglieder während der ersten 300 Jahre gemäss kapuzinischer Gepflogenheit keine längeren örtlichen Bindungen hatten, jeweils nur drei Jahre in einer Niederlassung weilten, so dass sich ein unentwegter Austausch der Kräfte innerhalb der Ordensprovinz vollzog. 1877 erfolgte in Stans dann mit der Einrichtung des Gymnasiums ein Wandel zur Sesshaftigkeit – Gymnasiallehrer waren



nicht in unbeschränkter Zahl verfügbar. Christian Schweizer fächert die zahlreichen seelsorgerlichen Dienste auf, mit denen die Kapuziner über 400 Jahre lang die Pfarreien des Kantons unterstützten, desgleichen ihre Spezialtätigkeiten – die aus der Begleitung Pestkranker hervorgegangene Spitalseelsorge und die im 20. Jahrhundert sich herausbildende Arbeiter- und Italienerbetreuung. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Kapuziner auch die grossen Volksmissionen durchzuführen, hier die Nachfolge der mit Verbot belegten Jesuiten antretend. Dass einzelne Kapuzinerpersönlichkeiten auch während ihrer zeitlich eng begrenzten Anwesenheit in Stans individuelle Spuren hinterliessen, schildert Peter Lussy am Wirken des hochangesehenen Apollinaris Morel (aus Fribourg, 1792 in Paris ermordet), Präfekt der Stanser Lateinschule (1785–88). Eric Godel charakterisiert anhand der «Landsgemeindepredigt von 1808» des Sales Franz Abyberg einen hochgebildeten politischen Prediger.

In «Gebaute Armut» widmet sich Hansjakob Achermann den Stanser Klosteranlagen von 1583 und 1683 und ihren Erneuerungen im 19. und 20. Jahrhundert. Aus den zum ersten Klosterbau vorliegenden schriftlichen und bildlichen Hinweisen zeigen sich gegenüber andern frühen Schweizer Kapuzinerklöstern auffallende Abweichungen: die Kirche ohne eingezogene Chorpforte, die am Langhausende damals übliche Franziskuskapelle zu einem Heiligrab umgestaltet (bezugnehmend auf die Jerusalemfahrt des Stifters Joh. Melchior Lussi), ihr gegenüber am andern Langhausende zudem Anbau einer mehreckig geschlossenen Kalvarienbergkapelle, ebenfalls aus dem Umkreis der oben genannten Wallfahrt. Und das Klostergebäude wies als Hauptbestand bloss ein grosses Holzhaus auf – für vom italienischen Steinbau herkommende Kapuziner höchst ungewöhnlich. Man gewinnt den Eindruck, dass sich bei der Stanser Klostererrichtung vorab der Stifter Lussi mit seinen Ideen durchgesetzt habe, im Gegensatz etwas zu dem beinahe zeitgleich entstandenen Altdorf (zum Teil mit denselben Gründerbrüdern), welches kapuzinischen Vorstellungen strikter folgte. Der zweite 1683 erstellte Klosterbau, eine Vierflügelanlage, gibt damaliger Usanz entsprechend die Ostung der Kirche auf. Bemerkenswert, dass das Klostergeviert bündig an die Kircheneingangsseite anschliesst, während damals die vergleichsweise kleinen Schweizer Kapuzinerklöster bevorzugt chorbwärts zurückgeschoben ansetzen. Für die interessante bauliche Entwicklung hätte man sich die Beigabe von Planskizzen gewünscht. Die wohl plünderungsbedingte Kargheit der erhaltenen künstlerischen Ausstattung könnte zur Annahme verleiten, dass die Kapuziner auf künstlerische Darstellungen wenig Wert gelegt hätten. Doch sind in ihrem Umkreis im späten 16. und im 17. Jahrhundert bedeutendste Gemälde franziskanischer Heiliger entstanden. Und manche Schweizer Kapuzinerkirche birgt aus dem Süden importierte kostbare Kunstwerke. So besass auch Stans in der ersten Kirche ein aus Mailand bezogenes Hochaltarbild, und in der zweiten Kirche haben sich sehr qualitätsvolle Altargemälde von Francesco Innocenzo Torriani aus Mendrisio erhalten.

Die wechsellvollen Beziehungskonstellationen zwischen den Kapuzinern und dem Entstehen eines geschlossenen Kapuzinerinnenklosters der Pfanneregger Reform (mit Führung einer Töchterchule), verfolgt Marita Haller-Dirr. Es geht der Autorin auch darum, die Eigenständigkeit dieser Frauengemeinschaft in oft beschwerlichem Umfeld aufzuzeigen.

Der Geschichte des Kapuzinergymnasiums gilt der Beitrag von Karin Schleifer-Stöckli. Ein früher Kontakt mit höherer Schulbildung stellte 1778 die aus Gefälligkeit gegenüber der Regierung übernommene kleine Stanser Lateinschule her. Vordenker einer Ausübung von Bildungsaufgaben durch die Kapuziner wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts dann P. Theodosius Florentini, Förderer der Töchterinstitute Ingenbohl und Menzingen und 1856 Wiederhersteller des vordem durch Jesuiten geführten Gymnasiums

in Schwyz. Im Umfeld des Kulturkampfes entschlossen sich die Kapuziner 1877, in Stans ein Privatgymnasium zu eröffnen, seit 1883 mit Führung eines Internats, seit 1909 mit Maturitätsabschluss. Das Prosperieren wird an den grossen Schülerzahlen, nicht nur der Innerschweiz, sondern auch der Diaspora entstammend, aus den Vergrösserungen des Lehrkörpers und an den Erweiterungen des Schul- und Konviktsgebäudes und der Klosteranlage deutlich. Seit den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts führten gesellschaftliche Veränderungen zum Rückgang des Internats, der Schulbetrieb nahm immer stärker den Charakter eines kantonalen Gymnasiums an; dadurch und durch den Mangel an ordensinternem Lehrernachwuchs zogen sich 1988 die Kapuziner vom Gymnasium zurück.

In einem spannenden Kapitel beleuchtet Rolf De Kegel das Kapuzinerkollegium Stans im Kontext mit andern klösterlichen Bildungsanstalten der Innerschweiz, insbesondere mit dem nahe gelegenen Benediktinerkloster Engelberg. Sowohl seit der Gründung der ETH 1855 wie dem Inkrafttreten der «Verordnung für die eidg. Medizinalprüfungen» 1880 sahen sich diese Institute mit dem Erfordernis konfrontiert, ihr humanistisches Bildungsprogramm zu reduzieren zugunsten naturwissenschaftlicher Fächer und Physik und Chemie ins Lehrprogramm aufzunehmen. Für die Gymnasialisten bildete zudem in vermehrtem Masse nicht mehr ein Kloster eintritt, sondern ein Universitätsstudium das Ziel. Hiefür bedurfte es auch einer Vereinheitlichung der Lehrpläne dieser Privatinstitute. Im Bemühen, diesen Anforderungen unter Wahrung des katholischen Bildungswesens gerecht zu werden, trafen sich mit Veit Gadiant und Frowin Durrer zwei Schulexperten der Stanser Kapuziner und der Benediktiner in Engelberg zu enger Zusammenarbeit; die in der Gründung eines Lehrervereins und der Herausgabe einer Zeitschrift über diese beiden Institute hinaus einen grossen Umkreis erfasste. Ihr gemeinsames Wirken mutet an wie eine Vorwegnahme der von Ephrem Bucher in einem Ausblick gesehenen Möglichkeit der Vernetzung der Kapuziner mit andern religiösen Gemeinschaften. Eine breit angelegte Fotodokumentation des Klosterlebens (Urs Flüeler u.a.) und des Gymnasialbetriebs ergänzt den von Fredi Businger sorgfältig und ästhetisch ansprechend gestalteten Band.

Helmi Gasser

\*\*\*\*

JACQUES GUBLER (dir.): *Johann Rudolf Rahn: Geografia e monumenti*. Museo d'arte di Mendrisio, 11 settembre – 31 ottobre 2004 (Museo d'Arte, Mendrisio 2004). Catalogue d'exposition avec contributions de Jacques Gubler, commissaire de l'exposition, Bruno Weber et Georg Germann. Textes en italien, allemand et français. 183 p., 63 planches couleurs et figures.

Johann Rudolf Rahn (1841–1912) est considéré comme l'un des pères de l'histoire de l'art monumental et de la conservation du patrimoine en Suisse. Auteur entre autres d'une monumentale «Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz» (1872–1877), il a bénéficié en 1956 déjà d'une monographie exemplaire, par Ursula Isler Hungerbühler, et a été remis à l'honneur par la récente exposition tessinoise prolongée par cet ouvrage trilingue.

Celui-ci présente en français, respectivement en allemand, des contributions d'auteurs prestigieux dont les textes ont été systématiquement traduits en italien. Si un recueil des dessins de Rahn a déjà été publié en 1911, de nombreuses et nouvelles planches en couleurs remettent en valeur cet œuvre graphique et permettent de redécouvrir son actualité en montrant les diverses conceptions qui peuvent sous-tendre des projets de restauration ou transformation d'un monument historique. En conséquence, l'ouvrage illustre aussi des projets «patrimoniaux» d'architectes tessinois contemporains, tels que Tina Carloni, Mario Campi, Niki Piazzoli et Franco Pessina, Bruno Reichlin et Fabio Reinhart, Aurelio Galfetti, enfin Mario Botta.

Jacques Gubler, professeur à l'Académie d'architecture de Mendrisio (Université de la Suisse italienne), montre pourquoi Rahn, après la première guerre mondiale, a connu une certaine éclipse, tout au moins en Suisse francophone et alémanique. En Suisse italienne, en revanche, son souvenir est resté vivant grâce à un ouvrage qu'il a consacré aux édifices médiévaux du Tessin, et qui a été promu au rang de manuel scolaire. Son influence déterminante sur la restauration du château de Montebello à Bellinzona donne à Gubler l'occasion d'évoquer la variété des choix possibles en matière de restauration et de mettre en question la notion de *conservation* en tant que valeur absolue. L'auteur prône une conception plus progressiste, intégrant le concept d'*intervention créative*. Selon lui, en effet, toute restauration est anachronique, même si elle se veut parfaitement respectueuse du patrimoine bâti, car elle occulte souvent le fait même de la restauration et met en œuvre une technologie moderne. Gubler revendique donc le droit à un anachronisme radical, à une intervention forte et contemporaine qui, sans mépriser l'histoire, la prolonge et la reconstruit.

Bruno Weber, ancien directeur des collections graphiques de la Bibliothèque centrale de Zurich (ZBZ), rend hommage à Rahn artiste. Ce dessinateur virtuose, formé chez un ancien professeur de l'école Pestalozzi à Yverdon, a documenté avec une précision exceptionnelle des centaines de monuments de toutes les régions linguistiques de notre pays et a laissé près de 5000 dessins, aujourd'hui pour la plupart conservés à la ZBZ. Avec brio, Weber inscrit cette œuvre dans la longue tradition zurichoise du dessin documentaire et topographique.

Georg Germann, professeur émérite et spécialiste de l'histoire et de la théorie de l'architecture, s'intéresse de longue date aux origines et au développement de la «topographie artistique», c'est-

à-dire à l'inventaire scientifique du patrimoine dans notre pays. Rahn fut un véritable découvreur de monuments et, en quelque sorte, le fondateur de notre topographie artistique, avec ses livraisons groupées par cantons (*Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler* 1872–1876, 1881–1889). Si son travail de pionnier n'a guère reçu de reconnaissance internationale, c'est peut-être parce que ses investigations ont porté prioritairement sur les monuments de notre pays et que, trop modeste, il a déclaré lui-même, en introduction de son ouvrage monumental: «La Suisse est pauvre en œuvres majeures dans le domaine des beaux-arts.» Contrairement à un Jean-Daniel Blavignac, qui imaginait que, vers l'an mil, notre territoire était un centre de production artistique rayonnant sur toute l'Europe, Rahn n'a jamais pris de position nationaliste. Il voyait la Suisse comme un carrefour où déferlaient, par vagues successives, les diverses influences artistiques européennes.

Germann montre que Rahn, dans ses publications, reprend le principe du «Voyage pittoresque» si fréquent au XIX<sup>e</sup> siècle. Tout comme les modèles français et allemands auxquels Rahn se réfère sans doute, il illustre son propos par le dessin en intégrant l'édifice dans son contexte urbain ou paysager. Suivant l'exemple célèbre d'Eugène Viollet-le-Duc et de son *Dictionnaire raisonné de l'architecture française*, il pratique la coupe perspective, d'une grande valeur didactique. Ainsi, pour son rendu de l'église cistercienne de Bonmont, il s'est assurément inspiré d'une vue idéale, influencée par l'église de Fontenay, que dessina le grand architecte français. Les planches imprimées rappellent les nombreux voyages de l'artiste, de Danzig à Capri, de Bonn à Ravenne et à Rome, mais attestent surtout ses pérégrinations inlassables dans l'ensemble de notre pays. On trouve notamment, pour la Suisse romande, divers aspects de la cathédrale de Lausanne, les vitraux de Saint-Saphorin (Lavaux), l'église de Grandson, le portail de Saint-Ursanne, le château de Chillon, plusieurs monuments de Sion, ou encore les chapiteaux de la cathédrale de Genève. Par ses dessins mieux encore que par ses textes, Rahn parvient à donner l'atmosphère d'un site historique. Au-delà de leur charme indéniables, ces œuvres ont aussi une grande valeur documentaire, puisqu'elles illustrent les monuments helvétiques dans leur état de la fin du XIX<sup>e</sup> siècle, avant les grandes restaurations du XX<sup>e</sup> siècle qui en ont parfois altéré la nature.

Paul Bissegger

\* \* \* \* \*